

Abschlussarbeit Kurs S22
Supervision, Coaching und Organisationsberatung

Institut Triangel

August 2021

Dr. Sirkka Klöpper-Mauermann, Hamburg

Wie Beratung in der Fremdsprache gelingt

Inhalt

Mein persönlicher Zugang zum Thema.....	2
Linguistische Vorüberlegungen	3
Was ist gute Beratung?.....	5
Meine supervisorische Praxis und die Theorie	8
Fehlende Konnotationen.....	8
Erzwungene und willkommene Entschleunigung.....	11
Prosodisches und Körperliches im Zentrum von Kommunikation	12
Über Umwege in die Reflexion.....	15
Auf die Haltung kommt es an	18
<i>Im fremden Blick</i>	19
<i>In Präsenz und Kontakt</i>	21
<i>Im Spiegel</i>	22
Chancen und Grenzen der Arbeit in der Fremdsprache	24
Literatur.....	28

Ausdrücklichen Dank für den fachlichen Austausch über das Beraten in der Fremdsprache
richte ich an Ella Büchner, Paul-Gerhard Grapentin, Dr. Michael Klöpper, Klaus
Obermeyer, Mona Seitz und Katrin Thorun-Brennan.

Nichts ist unangenehmer als eine Unterhaltung in fremder Sprache, die man nicht versteht, weil Sprechen zum Verstehen drängt, zur Menschlichkeit des anderen, denn Mensch bin ich ja gerade durch das Verstehen, nicht der Zeichen, sondern des Sprechens, und nur Menschen sprechen.

Georges-Arthur Goldschmidt, 2009: S. 9

Mein persönlicher Zugang zum Thema

Von 2015 bis 2020 lebte ich mit meiner Familie in Südfrankreich. Wir waren in eine Gegend gezogen, in der im Umfeld eines großen europäischen Konzerns mehrere tausend weitere Auslandsdeutsche lebten. Beim Aufbau meines beruflichen Standbeins traf ich auf die Schwierigkeit, dass in der Bewertung meines bisherigen Lebenslaufes die Fremd- und die Eigenwahrnehmung kulturell bedingt stark variierte: In Frankreich ist es weder üblich zu promovieren ohne eine universitäre Laufbahn anzustreben, noch Auszeiten wegen Kindererziehung zu nehmen (geschweige denn in Teilzeit arbeiten zu wollen). Daher suchte und fand ich Anschluss in beruflichen Strukturen, die von Auslandsdeutschen geprägt waren. Ich war glücklich über die Möglichkeiten, die sich aus meiner beruflichen Integration in Frankreich für die Familie und mich ergaben, und auch stolz, mich im Ausland beruflich zu etablieren. Und doch! Ein leises Bedauern darüber, dass ich mich nicht in den französisch geprägten Arbeitsmarkt integriert hatte, verließ mich nie ganz. Ich identifiziere hier eine Tendenz, die ich gut von mir kenne: mich mit dem Erreichten nicht zufrieden zu geben. In welcher Weise dieses Gefühl Einfluss auf meine beraterische Haltung nimmt, wird im Verlaufe der Arbeit deutlich werden.

Während meiner Zeit in Frankreich begann ich mit meiner Supervisionsausbildung und als Supervisorin zu arbeiten. Eine Frage, die ich mir dabei selbst stellte und die auch von meinem deutschsprachigen Umfeld an mich herangetragen wurde, war: Kannst du denn ausreichend gut Französisch, um in der Fremdsprache zu beraten? Als von Sprachen begeisterter Romanistin und Skandinavistin begleitet mich die Beschäftigung mit Fremdsprachen schon seit meiner frühen Jugend. Mein Französisch ist fließend. Und doch stellte ich mir die Frage: Verlangt Supervision nicht so viel präzises Sprachverstehen und Ausdrucksvermögen, dass es insbesondere für mich als Supervisions-Anfängerin unmöglich

ist, in einer Fremdsprache gute Beratungsarbeit zu leisten? Oder, anders gefragt, was benötige ich, damit sie gelingt?

Um die Gelingensbedingungen meiner Beratungsarbeit zu untersuchen, möchte ich zunächst die Frage erörtern, was die Qualität von Beratung ausmacht. Anhand der hieraus abzuleitenden Kriterien für gute Arbeit werde ich meine eigene Beratungserfahrung in der Fremdsprache untersuchen. Worauf kommt es an, damit Beratung in der Fremdsprache gelingt? Welche sind die Herausforderungen, die Grenzen und die besonderen Chancen der Arbeit in der Fremdsprache im Vergleich zur Arbeit in der Muttersprache? Vorab jedoch eine kurze sprachwissenschaftliche Einführung zu den Begriffen *Fremd-* und *Muttersprache*, die in eine Pointierung meines Erkenntnisinteresses mündet.

Linguistische Vorüberlegungen

Ich verwende bewusst die Termini *Fremdsprache* und *Muttersprache*, obgleich in der Linguistik und der Pädagogik die Begriffe *Zweitsprache* und *Erstsprache* geläufig sind. *Erstsprache* und *Muttersprache* bezeichnen diejenige Sprache, die vom Kind in der kritischen Periode des Spracherwerbs von der primären Bezugsperson erworben wird.¹ Mit *Zweitsprache* und *Fremdsprache* hingegen sind die Sprachen gemeint, die erst **nach** diesem Zeitfenster erlernt werden. Eine *Zweitsprache* kann im Laufe des Lebens zu der dominierenden Sprache werden, d.h. zu der Sprache, die am besten beherrscht wird (beispielsweise bei Kindern aus migrierten Familien, deren Familiensprache eine andere Sprache ist als die Umgebungs- und Schulsprache). In der vorliegenden Arbeit geht es jedoch gerade um das Beraten in einer Sprache, die *nicht* die dominierende Sprache der Beraterin ist. Dieser Umstand ist meines Erachtens dem Begriff *Fremdsprache* eingeschrieben, weshalb ich ihn für die Zwecke dieser Arbeit bevorzuge. Ferner verdeutlicht das Gegensatzpaar *Muttersprache* vs. *Fremdsprache* am treffendsten den Umstand, dass mit dem Erlernen der Muttersprache eben auch die Entwicklung einer Identität und die Tradierung einer Kommunikationskultur einhergeht, die von dieser Sprache nicht zu trennen ist, und somit anderen Sprachen *fremd* bleibt.

¹ Selbstverständlich können auch mehrere Muttersprachen erworben werden, sofern es mehrere enge Bezugspersonen gibt, die unterschiedliche Sprachen mit dem Kind sprechen.

Während heutzutage vom hier beschriebenen Einfluss der Muttersprache auf unsere Identität und Kommunikationskultur ausgegangen wird, war während des 20. Jahrhunderts noch eine weiterreichende Auffassung allgemein akzeptiert: Fußend auf den Arbeiten des amerikanischen Anthropologen und Linguisten Edward Sapir und seines Schülers Benjamin L. Whorf wurde in der Sapir-Whorf-Hypothese die Annahme formuliert, dass die spezifische Sprache, die ein Individuum spricht, determiniere, in welcher Art und Weise es denkt. (vgl. Crystal, 1995: S. 14ff., Schwarz und Chur, 3/2001: S. 66). Während diese Hypothese in der Linguistik über viele Jahrzehnte sehr einflussreich war, wird sie heute nur noch in abgeschwächter Weise akzeptiert, nämlich in dem Sinne, dass unsere Muttersprache unsere Wahrnehmung beeinflusse (vgl. Crystal, 1995: S. 15; Schwarz und Chur, 3/2001; siehe auch Boroditsky, 2001), nicht aber deterministischen Einfluss auf unser Denken ausübe. Auch wenn die Muttersprache also prägenden Einfluss auf die Identität eines Individuums habe, und somit auf das Engste mit dem Eigenen in Verbindung steht, stellt der Philosoph Bernhard Waldenfels heraus, dass die Muttersprache auch den Charakter des „Fremden“ aufweise: Der Begriff „Muttersprache“ verweise darauf, „dass unsere Sprache von anderen empfangen wurde.“ Somit komme „Fremdes [...] immer schon im Eigenen vor.“ (Waldenfels interviewt in Obermeyer, 2021b: S. 15). Waldenfels hebt dreierlei Bedeutungen des deutschen Wortes „fremd“ hervor: Als an einem anderen Ort befindlich (außerhalb des Eigenen), als jemandem anderen gehörend und als von einer anderen Art oder Herkunft seiend.

„Was allen drei Aspekten vorangeht, ist jeweils ein Eigenes als etwas, wo ich zu Hause bin, worüber ich verfüge, was ich kenne und wo ich mich auskenne. Wenn wir so vorgehen, können wir immer nur sagen, dass etwas relativ fremd ist, je nach Ausgangspunkt oder entsprechend der Phase der Aneignung. Es ist etwas, was wir noch nicht kennen oder wo wir noch nicht gewesen sind.“ (Waldenfels interviewt in Obermeyer, 2021b: S. 15)

Diese Sichtweise auf die Muttersprache als ebenfalls „fremd“ empfinde ich für meine beraterische Haltung als sehr treffend: Ich gehe davon aus, dass auch in der muttersprachlichen Beratung anhand des Gesprochenen Inhalte zu Tage gefördert werden können, die der*die Berater*in – und mitunter auch der*die Klient*in! – fremd erscheinen. Insofern dürften Berater*in und Klient*in in der Beratung in der *Muttersprache* vor ähnliche Herausforderungen gestellt sein wie in der *Fremdsprache*. Zu diesem Thema berichtet Ella Büchner, die ebenfalls in Frankreich in der Fremdsprache arbeitet:

„Schließlich [...] ist unsere Sicherheit, die Kommunikationen richtig zu verstehen, ja immer eine scheinbare, auch wenn alle dieselbe Muttersprache haben.“ (Büchner, 2019b: S. 5).

Auf den ersten Blick erscheint die Relevanz der Fragestellung der vorliegenden Arbeit durch diese Relativierung des Gegensatzpaares Mutter- und Fremdsprache geschmälert. Weshalb sollte ich das Beraten in der Fremdsprache thematisieren, wenn Mutter- und Fremdsprache so unterschiedlich gar nicht sind? Der Grund dafür, es mir trotzdem vorzunehmen, besteht darin, dass ich eben in meiner beraterischen Tätigkeit in der Fremdsprache viele Unterschiede zur Arbeit in der Muttersprache gefunden habe. Auch Ella Büchner, macht diese Unterschiede zum Thema (Büchner, 2019a und 2019b, persönlicher Austausch). Weitere interessante Aufsätze zur Arbeit in der Fremdsprache finden sich insbesondere im Feld der Psychoanalyse (vgl. Blank, 2019; Leszczynska-Koenen, 2016; Prasse, 2004; Schwarz-Köhler, 2000), die die Arbeit mit der Fremdsprache als sehr fruchtbar beschreiben. Ich verstehe daher die Relativierung der Unterschiede zwischen Fremd- und Muttersprache keinesfalls als Hemmnis, sondern vielmehr als Ermunterung *dazu*, die Erfahrungen, Haltungen und Handlungsweisen, die ich in der fremdsprachlichen Arbeit entwickelt habe, auch auf die muttersprachliche Beratungstätigkeit zu übertragen.

Was ist gute Beratung?

Die Deutsche Gesellschaft für Supervision und Coaching e.V. (DGSv) beschäftigt sich seit 2015 sehr eingehend mit der Frage, was qualitativ gute Beratung ist.² Auch die Association of National Organisation for Supervision in Europe (ANSE) hat sich mit der Frage der notwendigen Kompetenzen von Supervisor*innen und Coaches auseinandergesetzt (Judy und Knopf, 2016). Zwar erscheint es mir verlockend, mich im Zusammenhang mit der Arbeit in der Fremdsprache mit dem europäischen Kompetenzprofil auseinanderzusetzen. Dennoch konzentriere ich mich hier auf die Qualitätskriterien der DGSv: Hier finde ich die Inhalte meiner Ausbildung bei *Triangel* stärker fokussiert. Insbesondere den großen Stellenwert, den der Dreiecksvertrag sowie die Weiterentwicklung der Reflexionsfähigkeit in der Ausbildung

² In Anlehnung an die Standards der DGSv verwende ich den Begriff *Beratung* als Sammelbegriff für die Formate *Supervision* und *Coaching*.

eingenommen haben, finde ich in den Standards der DGSv stärker repräsentiert als im europäischen Kompetenzprofil der ANSE.

Was also ist gute Beratung für die DGSv? Paul Fortmeier (Vorstandsvorsitzender und Verbandssprecher der DGSv) erläutert, welchen Herausforderungen sich die Berater*innen im Berufsalltag stellen:

„Das erforderliche Wissen ist komplex. Die Anforderungen an die Reflexionsfähigkeit sind hoch. Beratungsergebnisse können nicht von einer Beraterin oder einem Berater allein erzielt werden, sondern nur in einem dialogischen Prozess mit den Beratungsklient*innen. Krisen in der Beratung und Krisen des Beratungsprozesses selbst sind eher der Normalfall als die Ausnahme, und zwar nicht, weil die*der Supervisor*in oder Coach nicht gut arbeitet, sondern gerade, weil er oder sie gut arbeitet.“ (Fortmeier, 2021: S. 9)

Hieraus ergibt sich, dass ich als Beraterin den „Erfolg“³ meiner Beratung nicht einfach am Verlauf einer Beratung ablesen kann – und übrigens auch nicht an einer eventuellen punktuellen (Un)zufriedenheit meiner Kund*innen. Und es wird noch komplizierter:

„Das „Technologiedefizit“ in der Beratung besteht darin, keine kausalen objektiven und wiederholbaren Prozesse definieren zu können, wie Lösungen entstehen oder Entwicklung vonstattengeht. Dies anzuerkennen und damit umgehen zu können, ist geradezu die Spezialität unseres Beratungsverständnisses und unterscheidet sich substantiell von „Geschäftsmodellen“, die suggerieren, durch ein bestimmtes methodisches Vorgehen oder die Anwendung bestimmter Tools quasi automatisch von Aufgabe oder Problem A zu Ergebnis oder Lösung B zu gelangen.“ (ibid.)

Paul Fortmeier erläutert, dass es zwei Perspektiven gibt, aus denen die Arbeit von Berater*innen beurteilt werden kann. Entweder die Kundschaft entscheidet („Der Markt wird´s richten“, ibid.) oder die Professionsangehörigen selbst beurteilen, was qualitativ gute Beratung ist, „Sie vergeben aber in der Regel keine Aufträge.“ (ibid.)

Um die divergierenden Einschätzungen von Professionellen und Kund*innen einander anzunähern, geht die DGSv in die Offensive: Die Mitgliederversammlung 2020 verabschiedete das „Qualitätsversprechen der DGSv“⁴. Die hier festgelegten Kriterien für qualitativ gute Beratung soll es ihren Mitgliedern und deren Kund*innen ermöglichen zu erkennen, ob eine Berater*in „nach den Regeln der Kunst“ (Fortmeier, 2021: S. 10) arbeitet.

³ Für eine vertiefende Auseinandersetzung mit der Frage nach möglichem „Erfolg“ von beruflicher Tätigkeit möchte ich auf ein Interview mit dem Physiker Albert-László Barabási verweisen („Es gibt so etwas wie Naturgesetze des Erfolgs“, Kramer, 2021). Barabási erläutert hier die seiner Meinung nach überragende Wichtigkeit von Netzwerken für den beruflichen Erfolg.

⁴ https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/03/DGSv_Standards-2021.pdf, 29.06.2021, S. 4.

In welchem Zusammenhang stehen die zentralen Qualitätskriterien⁵ der DGSv mit meiner supervisorischen Arbeit in der Fremdsprache? Grundsätzlich strebe ich es an, sowohl in meiner Muttersprache wie auch in einer Fremdsprache diese Kriterien zu erfüllen. Allerdings habe ich in Bezug auf einige der Kriterien in der Praxis einen Unterschied festgestellt, je nachdem, in welcher Sprache ich arbeite. Anhand dieser Kriterien möchte ich in der vorliegenden Arbeit meine fremdsprachliche Beratungstätigkeit untersuchen. Hier sei insbesondere „die Verbindung von Reflexionsfähigkeit, Fachwissen und Handlungsfähigkeit“⁶ genannt. Die Weiterentwicklung von Reflexionsfähigkeit, von Handlungsfähigkeit und von Fachwissen stehen auch im Zentrum der im Kerncurriculum geforderten Kompetenzentwicklung, die im Rahmen zur Qualifizierung zur Berater*in gefordert ist⁷. An selber Stelle habe ich ein weiteres Kriterium entdeckt, bezüglich dessen ich Unterschiede wahrnehme, je nachdem, ob ich in meiner Mutter- oder einer Fremdsprache arbeite. Es geht um die „Habitusbildung“:

[Die] Entwicklung und Aneignung von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern, mit deren Hilfe die kompetente und spontane Bewältigung supervisorischer Alltagspraxis ermöglicht wird.⁸

Zwar findet der Habitus bislang keine Erwähnung in den zentralen Qualitätskriterien, doch möchte ich ihn ebenfalls im Zuge meiner Untersuchung zur Arbeit in der Fremdsprache in den Blick nehmen.

Auf der Suche nach Kriterien für gute Beratung habe ich mit Interesse den Artikel „Die Supervision der nächsten Dekade“ im *Journal Supervision* (1/2021) gelesen, der in Zusammenhang mit der Qualitätsdiskussion der DGSv entstanden ist (Schulz, 2021: S. 17-21). Fünf erfahrene Supervisor*innen formulieren hier „ihre wichtigsten Regeln für die Supervision der nächsten 10 Jahre“ (Irmengard Hegnauer-Schattenhofer, Herbert Hirsch, Inge Kempf-Kurth, Bernhard Lemaire und Beatrix Reimann). Die Autor*innen führen viele weitere Qualitätsmerkmale von Beratung an, die ich, je nachdem, ob ich in meiner Muttersprache oder in einer Fremdsprache arbeite, in unterschiedlicher Weise erfüllt sehe. In den folgenden Kapiteln werde ich bei der Untersuchung meiner fremdsprachlichen supervisorischen Praxis auf sie eingehen.

⁵ https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/03/DGSv_Standards-2021.pdf, 29.06.2021, S. 4.

⁶ https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/03/DGSv_Standards-2021.pdf, 29.06.2021, S. 4.

⁷ https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/03/DGSv_Standards-2021.pdf, 29.06.2021, S. 7.

⁸ https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/03/DGSv_Standards-2021.pdf, 29.06.2021, S. 8.

Meine supervisorische Praxis und die Theorie

Fehlende Konnotationen

Zu den offensichtlichsten Problemen in der fremdsprachigen Kommunikation gehört die Tatsache, dass sich der Wortschatz einer fremdsprachigen Sprecher*in im Vergleich zur Muttersprachler*in in der Regel deutlich begrenzter ausnimmt. Der Wortschatz lässt sich auch mit dem semantischen Inhalt des Mentalen Lexikons umschreiben (vgl. Schwarz und Chur, 3/2001: S.13). Dieses mentale Lexikon enthält sowohl die Denotation eines Wortes als auch seine Konnotationen.

„Denotation bezeichnet die kontext- und situationsunabhängige, konstante begriffliche Grundbedeutung eines sprachlichen Ausdrucks im Unterschied zu konnotativen, d.h. subjektiv variablen, emotiven Bedeutungskomponenten (Konnotation).“ (Bußmann, 2/1990: S. 166)

Die Denotationen sind es, die im fremdsprachlichen Erwerb in der Regel als Vokabeln gelernt werden. Sie sind sicherlich die Grundlage der Verständigung über Inhalte. Darüber hinaus lebt unsere Kommunikation jedoch von den Konnotationen:

„Konnotation [...] Individuelle (emotionale) stilistische, regionale u.a. Bedeutungskomponente(n) eines sprachlichen Ausdrucks, die seine Grundbedeutung überlagern und die – im Unterschied zur konstanten begrifflichen Bedeutung – sich meist genereller, kontextunabhängiger Beschreibung entziehen, z.B. *Führer*.“ (Bußmann, 2/1990: S. 410)

Konnotationen können sowohl konventionalisiert als auch rein individuell beschaffen sein, in jedem Fall werden sie sowohl durch kulturelle als auch biographische Einflüsse moduliert. In welcher Weise sich die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von individuellen Konnotationen auf das Verstehen auswirken, wird in der folgenden Fallvignette augenscheinlich:

Ich berate Madeleine⁹. Sie ist Reitlehrerin in Südfrankreich. Unsere erste Sitzung eröffne ich mit der Frage: „Was hat dich bewogen, ein Coaching zu beginnen?“¹⁰ „Ich habe mich dazu entschieden, um mich besser kennenzulernen, damit ich in der Folge auch die anderen besser verstehen kann. Um die unterschiedlichen Lebenssituationen besser händeln zu können.“ Ich frage, um welche Art von

⁹ Name geändert.

¹⁰ Ich übersetze hier selbst aus dem Französischen und bemühe mich darum, eine für mich passende Formulierung im Deutschen zu finden.

Situationen es sich handele. „Wenn ich mich Menschen mit starkem Charakter gegenübersehe, Leute, die sich durchsetzen.“ Dies finde ich interessant! Madeleine verwendet den Ausdruck „des gens qui s’imposent“. „Leute, die sich ... ja, habe ich richtig übersetzt? „Leute, die sich durchsetzen?“ Dieser Satz wirbelt Vielstimmiges in mir auf. Ich stelle Hypothesen auf, die den interkulturellen Aspekt betreffen: Welche südfranzösischen Gepflogenheiten, Geschlechtsstereotypen und Assoziationen spielen für Madeleine hier eine Rolle? Auch Aspekte, die mit der Kultur des Feldes (Reitsport, Pferdezucht und -haltung) und der Organisation (inhabergeführter Pensionsstall) zusammenhängen, tauchen in mir auf (Was haben die reiterlichen Zusammenhänge hiermit zu tun? Reiter*innen sind häufig wohlhabend, sind häufig Führungskräfte, oft Angehörige einer einflussreichen Gesellschaftsschicht, etc.). Besonders interessant finde ich Madeleines Satz aus sprachlichen Gründen. „Leute, die sich durchsetzen“. Für mich hat der Begriff „sich durchsetzen“ eine positive Konnotation, etwa im Sinne von: Ich nehme mir mein Recht, das, wozu ich berechtigt bin. (Später schlage ich den Duden-Eintrag zu „sich durchsetzen“ nach: „etwas Angestrebtes, Erwünschtes o. Ä. unter Überwindung von Hindernissen verwirklichen“, „Widerstände überwinden und sich Geltung verschaffen“. ¹¹Dem entnehme ich vorerst eine neutrale Bewertung angesichts der Frage nach sozialer Erwünschtheit. Meine eigene, positive Konnotation, ist im lexikalischen Eintrag nicht enthalten.)

Ich frage indes Madeleine weiter: Ob es sich eher um Situationen im Privaten oder im Beruflichen handle? „Im Beruflichen“. Ich frage, wie sie sich fühlen würde, wenn das Coaching vorüber wäre und erfolgreich verlaufen wäre, wie sie diese Situationen dann beschreiben würde: „Dann kämen mir die Argumente ganz von allein und natürlich, ich wäre mir sicher, dass niemand kommen würde und mich destabilisieren könnte. Ich hätte dann mehr Gewicht.“ Ich frage, wie sie das Ziel des Coachings beschreiben würde: „Ich hätte mehr Selbstsicherheit, ich würde mich nicht mehr so kleinmachen. Ich finde es präventiv zu sagen, dass ich Recht habe, selbst wenn ich weiß, dass ich reitlerlich und auch als Reitlehrerin große Fortschritte gemacht habe.“ Ich befrage sie über die Erfahrungen, die sie selbst mit Reitlehrer*innen gemacht habe, was sie bei ihnen geschätzt habe und was nicht. Dabei wird deutlich, dass es einen Unterschied darin gibt, wie sie sich selbst als Reitschülerin betrachtet und wie sie auf der anderen Seite ihre Reitschüler*innen sieht. Sie akzeptiert die stark hierarchisch geprägte Beziehung, wenn sie selbst Schülerin ist. Sie würde ihrem Reitlehrer nie widersprechen. In ihrer Rolle als Reitlehrerin hingegen nehme sie die Arbeitsbeziehung als ein Dreieck zwischen Pferd, Reiter*in und Lehrer*in wahr. Hierzu gehöre das Dialogische zwischen dem Pferd, der Schüler*in und ihr. Es wird deutlich, dass Madeleine sich zwar sehr sicher ist, dass sie sehr gut reiten und unterrichten kann. Dennoch glaubt sie nicht daran, dass sie ihrem Lehrmeister F. (60 Jahre) das Wasser reichen könne, obwohl sie in der Ausbildungs-Skala einen höheren Rang erreicht hat als er.

Nun kommt Madeleine ein Bild in den Sinn, das auf den Anfang unserer Sitzung zurückverweist (Menschen, die sich durchsetzen – des gens qui s’imposent). Sie erinnert sich in diesem Zusammenhang an einen Mann, einen Unternehmer, der sie

¹¹ https://www.duden.de/rechtschreibung/durchsetzen_erzwingen_verwirklichen, 01.07.2021.

*aufgrund seiner natürlichen Autorität in den Bann gezogen habe. Sie unterhielt sich mit ihm auf einem Parkplatz bei einem Reitturnier. Mehrere Autos kamen vorbei und die Fahrer*innen fragten stets ihn, wo sie parken könnten. Er wies ihnen ganz selbstverständlich den Weg. Und das, obwohl er sich gar nicht auskannte! So täuschte er sich zwar regelmäßig, blieb jedoch unerschütterlich überzeugt von sich selbst.*

Was mir während der Sitzung noch nicht klar war, wurde es nach meiner Recherche zum französischen Verb „s’imposer“: Es scheint anders konnotiert zu sein als das deutsche Verb „sich durchsetzen“. Erstens schwingt etwas Zwingendes, Autoritäres und Unvermeidliches mit (Être obligatoire, inévitable. Des réformes s'imposent¹²). Zweitens weist es neben einer lexikalischen Bedeutung, die dem Deutschen „Widerstände überwinden und sich Geltung verschaffen“ entspricht, im Französischen eine pejorative, abwertende Funktion auf.¹³

Unter anderem aufgrund meines persönlichen Verständnisses von „sich durchsetzen“ war ich am Anfang der Sitzung selbstverständlich davon ausgegangen, dass Madeleine über eine Verhaltensweise spreche, die für sie erstrebenswert sei. Nach Kenntnis der Geschichte des Mannes auf dem Parkplatz und nach Kenntnis des vollständigen französischen Lexikoneintrags, stellte sich für mich die Situation jedoch anders dar.

Dieses Beispiel zeigt, dass gewisse Konnotationen, die eine Muttersprachlerin vermutlich automatisch dekodiert hätte, bei der Arbeit in der Fremdsprache verborgen bleiben. Andererseits wird in der Fallvignette ersichtlich, wie persönlich die Konnotationen in der eigenen Muttersprache sein können: Meine persönliche positive Bewertung des „Sich Durchsetzens“ klingt im Duden-Eintrag nicht an.

Es wird deutlich: Damit zwei kommunizierende Menschen annäherungsweise „das Gleiche“ meinen und verstehen, sind schon auf der Ebene der Semantik eines einzelnen Wortes zahlreiche Klippen zu überwinden. Dies übrigens rührt an den Umstand, dass wir der inhaltlich-lexikalischen Komponente der Sprache einen sehr hohen Stellenwert beimessen, der meines Erachtens nicht angemessen ist. Dies ist mir insbesondere im Zuge meiner fremdsprachlichen Beratungstätigkeit sehr deutlich geworden. In den folgenden Kapiteln

¹² <https://dictionnaire.lerobert.com/definition/imposer>, 01.07.2021.

¹³ „Imposer: Se faire admettre, reconnaître (par sa valeur, etc.). Elle s'est imposée à ce poste. — PÉJORATIF Imposer sa présence, ses opinions, ses décisions“, <https://dictionnaire.lerobert.com/definition/imposer>, 01.07.2021.

werde ich darstellen, durch welche Mechanismen und inwiefern diese Klippen in der (fremdsprachlichen) Beratung umschifft werden können.

Erzwungene und willkommene Entschleunigung

Als fremdsprachliche Beraterin bin ich aufgrund meiner begrenzten lexikalischen Fähigkeiten dazu angehalten, in ausgeprägter Weise den verlangsamenden Moment zu leben. Dies beginnt banal damit, dass ich aufgrund meiner Fremdsprachigkeit langsamer spreche als Muttersprachler*innen des Französischen. Das Französische verlangt im Sinne seiner gemeinhin als wunderschön beschriebenen Melodie danach, dass die Wörter eines Satzes zusammengezogen werden und je nach vorhergehendem oder nachfolgendem Laut moduliert werden. Das Suchen nach Wörtern sollte also idealerweise vor dem ersten Wort eines Satzes abgeschlossen sein, wenn der Sprachfluss nicht abreißen soll. Das ist es, was das Französische so schön klingen lässt und so schwer erlernbar macht.

Neben dieser natürlichen Geschwindigkeitsbegrenzung habe ich zudem zwei weitere Gründe zur Entschleunigung, die sich beide darin äußern, dass ich im Supervisionsgespräch vertiefende Nachfragen platziere. Der erste Grund trifft ein, wenn ich vermute, aus sprachlichen Gründen den Kern des Gesagten nicht erfasst zu haben. Der zweite Grund ist der, dass ich finde, dass die Klient*in einen interessanten Punkt adressiert, an dem sich zu verweilen lohnt. Hiermit komme ich der Devise von Irmengard Hegnauer-Schattenhofer nach: „Supervision ist ein Raum der Entschleunigung“ (Hegnauer-Schattenhofer zitiert in Schulz, 2021). Auch Kornelia Rappe-Giesecke (4/2009) benennt die Verlangsamung als ein wichtiges Kriterium für gute Supervision:

„*Suspending* meint die Fähigkeit, die Gedanken in der Schwebelage zu halten, Bewertung und Beurteilung zeitlich zu verzögern und das Denken zu verlangsamen.“ (Rappe-Giesecke: 4/2009, S. 27)

Im Folgenden möchte ich verdeutlichen, inwiefern sich in meiner Beratungspraxis der Aspekt des Entschleunigens gerade aus dem Aspekt der Fremdsprachigkeit ergibt:

*Ich berate in Südfrankreich ein deutsch-französischsprachiges Team im Feld der Jugendhilfe. Das kulturell und sprachlich heterogene Team muss eine hohe Anpassungsleistung erbringen: Wir halten unsere Supervisionen überwiegend auf Französisch ab. Wenn einzelne Mitarbeiter sich im Deutschen sicherer fühlen, äußern sie sich spontan auf Deutsch. In der Folge übersetzt die*der betreffende Mitarbeiter*in das*

Gesagte je nach Wunsch selbst ins Französische oder bittet ein anderes Teammitglied dies zu tun.

Dieser Prozess hat mir gezeigt, dass die zweisprachige Supervision nicht nur möglich, sondern auch fruchtbar ist. Das gelegentliche Übersetzen, quasi eine besondere Form des *Nochmal-Anders-Sagens*, schafft Raum und Zeit zum Nachdenken, neue Nuancen werden hinzugefügt und gemeinsam überprüft.

Ich habe mittlerweile – nach einer längeren Wegstrecke, die ich unten näher beschreibe – verinnerlicht, dass es für meine Arbeit hilfreich ist, langsam zu sprechen. Die Langsamkeit ist nicht nur eine lästige Einschränkung, die sich daraus ergibt, dass ich eben keine Muttersprachlerin des Französischen bin, sondern stellt einen wirkungsvollen Faktor in der Supervision dar.

Prosodisches und Körperliches im Zentrum von Kommunikation

Herbert Hirsch benennt die Fähigkeit dialogisch kommunizieren zu können als eine Grundvoraussetzung für die Arbeit von Supervisor*innen (Hirsch zitiert in Schulz, 2021: S. 21). In welcher Weise ist diese Fähigkeit durch die Fremdsprachigkeit berührt? Ich habe während ich in Frankreich lebte, festgestellt, dass es für mich leichter war darauf zu hören, WIE etwas gesagt wird, wenn das WAS des Gesagten mir nicht so viel Information vorhielt, wie es in meiner Muttersprache der Fall gewesen wäre. So habe ich in der fremden Sprachumgebung gelernt, deutlich mehr auf die *Prosodie* zu achten. Hierunter verstehe ich mit Hadumod Bußmann (2/1990)

„[d]ie Gesamtheit sprachlicher Eigenschaften wie Akzent, Intonation, Quantität, Sprechpausen. Sie beziehen sich im allgemeinen auf Einheiten, die größer sind als ein einzelnes Phonem. Zur Prosodie zählt auch die Untersuchung von Sprechgeschwindigkeit, Rhythmus und Sprechpausen.“ (Bußmann, 2/1990: S. 618)

Die prosodischen Merkmale stehen in Zusammenhang mit dem *Sprechen* (im Sinne der Performanz, im Gegensatz zu der *Sprache*, als Kompetenz). Das Sprechen beinhaltet den physischen, vom Körper verursachten Aspekt des Verbalen. Wie sagt jemand etwas, in welcher Tonhöhe, mit welchem Duktus?

„[...] In vielen Sprachen drückt ein besonders schnell gesprochener Satz Dringlichkeit aus, während ein langsames Sprechtempo Überlegung oder Betonung vermittelt.

Eine einzelne abgehackte Silbe kann Verärgerung signalisieren, eine gedehnte größere persönliche Anteilnahme: [...]“ (Crystal, 1995: S. 169)

Hinter den prosodischen Merkmalen verbergen sich vor allem Informationen über emotionale Inhalte (vgl. Herrmann und Fiebach, 2004: S. 113-114). In der Fremdsprache treten sie für mich stärker als in meiner Muttersprache in ihrer Bedeutung hervor, vielleicht aufgrund nicht so stark ausgeprägter „eingetretener Pfade“ meiner Hör-Gewohnheiten. Auch ist die erhöhte Aufmerksamkeit für diese Signale, die der physisch-körperlichen Dimension entspringen, vermutlich der Unsicherheit geschuldet, die die Fremdsprache im lexikalischen Verstehen mit sich führt.

Während ich mich zu Anfang durch das Manko im Wort-Verstehen im Beratungssetting eingeschränkt gefühlt hatte, habe ich mittlerweile die Überzeugung gewonnen, dass dieser Fokus auf die prosodischen Signale mir sogar Chancen in meiner Beratungsarbeit eröffnet. Um dies näher zu erläutern, möchte ich einen kleinen Umweg über psychoanalytische Überlegungen nehmen. Anna Leszczynska-Koenen (2016) äußert die Auffassung, dass die prosodischen Signale der Sprache im Vergleich zu den lexikalisch übermittelten eine viel bedeutendere Rolle für das Verstehen in der psychoanalytischen Therapie spielen (vgl. Leszczynska-Koenen, 2016: S. 907). Auch der Stimme komme eine bedeutende Rolle zu:

„Dieses kommunikative Band ist vielen Patienten über lange Strecken wichtiger als alles, was inhaltlich deutend vermittelt wird, genauso wie bei Telefongesprächen mit abwesenden Lieben es wichtiger sein kann, „die Stimme des Anderen zu hören“, als sich inhaltlich auszutauschen.“ (Leszczynska-Koenen, 2016: S. 908)

Die Bedeutsamkeit der Stimme und der prosodischen Merkmale von Sprache rührt ihrer Meinung nach aus der Zeit, in der ein Baby noch kein lexikalisches Sprachverstehen aufweist, gleichwohl jedoch die Interaktion mit der Mutter über deren Stimme als haltgebend und beruhigend erlebt (vgl. Leszczynska-Koenen, S. 907). Auch Klaus Obermeyer (2021a) bezieht sich auf diese frühe Zeit, in der das Spracherleben noch weitgehend ohne Rückgriff auf lexikalische Bedeutungen geschieht:

„Der Körper „versteht“ und „spricht“ auf eine bestimmte Weise, lange bevor das erste Wort gesprochen und verstanden ist. Es sind nicht die Worte, die unsere intersubjektive Verständigung grundlegen, vielmehr stehen die leiblichen Symbole der Gebärden, Gesten, Klänge und Ausdrucksbewegungen an der Wiege reflexiver Kommunikation.“ (Obermeyer, 2021a)

Auf dieser Grundlage betont Klaus Obermeyer (vgl. 2021a) die Bedeutung der kommunikativen Kraft des Körperlichen für die Beratung. Er führt sie auf die aus dem

frühkindlichen Spracherwerb herrührende enge Verwobenheit von körperlichen Empfindungen und Sprachverstehen bzw. -produktion zurück. Bezüglich des Beratungshandelns leitet Obermeyer daraus ab, dass

„Veränderungen der körperlichen Haltung und Ausrichtung, Veränderungen der leiblichen Anmutung in der Rede direkt zu einer veränderten Sprache [führen]. Dies ist von hoher praktischer Relevanz für die Beratung.“ (Obermeyer, 2021a)

Insgesamt begreife ich in Übereinstimmung mit Carla van Kaldenkerken (2019) die Aufmerksamkeit für die kommunikative Funktion des Körperlichen in Supervision und Coaching angesichts meiner fremdsprachlichen Beratungspraxis als sehr wichtig.

„[D]er Körper [macht sich] als Bühne der Gefühle und als Medium und Mittler zur Welt so eindeutig bemerkbar. Wir merken so deutlich, wie Sachinhalte Gefühle aktivieren, wie der Blickkontakt, die Stimmlage, die Gestik und die Mimik ein emotionales Echo hinterlassen und veränderte Haltungen und Bewegungen einen Stimmungswandel initiieren können. Supervisor*innen und Coaches könnten diese Hinweise noch viel besser nutzen.“ (Kaldenkerken, 2019: S. 2)

Für meine Beratungstätigkeit in der Fremdsprache heißt das im Umkehrschluss, dass ich aus non-verbalen Signalen vielfältige Rückschlüsse über die Bedeutung des Gesagten ziehen kann. Auch wenn dies in Hinblick auf die Arbeit in der Fremdsprache ermutigen mag, ist diese Auffassung doch eingebettet in die globale Einsicht der Grenzen des Sagbaren:

„Nicht nur unterschiedliche Subjekte sind hinsichtlich ihres wechselseitigen Verstehenspotentials begrenzt. Auch die leibliche Erfahrung jedes einzelnen Menschen ist nur annäherungsweise in den sprachlichen Ausdruck eben dieses Menschen übersetzbar. Es besteht bei allen Bemühungen, die leibliche Empfindung zu lesen und zu verstehen, doch eine unüberbrückbare hermeneutische Kluft zwischen Leib und Sprache.“ (Obermeyer, 2012a)

Für mich ist dies ein Plädoyer, generell die Bedeutung des verbalsprachlichen Ausdrucks in der Beratung gegenüber der Bedeutung des körperlichsprachlichen Ausdrucks zu relativieren. die Frage nach der Gelingensbedingung von Beratung in der Fremdsprache muss somit auf die körpersprachlichen Aspekte der Fremdsprachigkeit ausgedehnt werden.

Hierzu wäre zu erörtern, in welcher Weise unterschiedliche Muttersprachen auch auf unterschiedliche Arten von Körpererfahrungen rekurrieren. Zu dieser Frage fällt mir der viel gelobte Dokumentarfilm „Bébés“ von Thomas Balmès ein (Frankreich, 2010). Er zeigt das Leben und Aufwachsen von vier Säuglingen in ihrem ersten Lebensjahr, die in vier sehr unterschiedliche Kulturen hineingeboren werden. Es handelt sich um Angehörige des Volkes der Himba in Namibia, einer Nomadenfamilie in der Mongolei sowie zweier Mittelschicht-

Familien aus Japan und den USA. Als besonders eindrücklich ist mir in Erinnerung, dass der Säugling aus der Mongolei über Stunden auf einem Brett festgebunden liegt, offenbar eine mir speziell anmutende Variante des auch in unserer Kultur üblichen „Puckens“. Ferner erinnere ich mich an die Fliegen, die dem Säugling des Volkes der Himba unbehelligt im Gesicht sitzen, offensichtlich ohne Aufsehen bei seinen Bezugspersonen zu erregen oder das Wohlbefinden des Säuglings zu beeinträchtigen.

Dieser Film illustriert, dass die körperlichen Empfindungen, die der Sprachentwicklung vorausgehen, kulturell sehr unterschiedlich sind. Hierzu passt folgendes Zitat von Kaldenkerken:

„In den frühen Interaktionen der ersten Lebensmonate werden Beziehungserfahrungen verinnerlicht und soziale Verhaltensbereitschaften angelegt, die Teil des impliziten Gedächtnisses werden. „Ich verstehe, was ich kenne“ wäre möglicherweise passender, um zu erklären, warum wir manche Emotionen, kulturelle Unterschiede und Bewertungen trotz Spiegelneuronen nicht nachvollziehen können.“ (Kaldenkerken, 2019: S. 7-8)

Es ist also davon auszugehen, dass die Körpersprache in der gleichen Weise wie die Verbalsprache auf kulturellen Prägungen basiert, die das fremdsprachige Verstehen zu einer Herausforderung macht – wobei ich das Attribut „fremdsprachig“ ausdrücklich auch auf die Körpersprache beziehe.

Über Umwege in die Reflexion

Ich sah den Film „Bébés“ vor vielen Jahren, weshalb meine Erinnerung verblasst ist, und ich halte es nicht für einen Zufall, dass mir die Beispiele aus den mir fremdesten Kulturen am eindrücklichsten in Erinnerung geblieben sind. Dies nehme ich als einen Hinweis wahr, dass das Fremde am ehesten meine Aufmerksamkeit erregt. Diese erhöhte Aufmerksamkeit für Fremdes ist meines Erachtens eine gute Voraussetzung, um auch in Beratungsprozessen Nachfragen *dort* zu platzieren, wo Fremdes aufscheint. Ich denke, darin liegt für mich als Beraterin eine Chance: Ich kann im Beratungsprozess gemeinsam mit dem Klienten gerade *dorthin* schauen, wo der Klient allein, begrenzt durch die ihm eigenen Sicht, das Fremde oder Reflexionswürdige nicht sieht.

Reflexion verstehe ich mit Michael Klöpfer (2014) psychodynamisch als

„einen mentalen Vorgang, bei dem sorgfältig, kritisch und differenziert über einen Gegenstand nachgedacht wird mit dem Ziel, Zusammenhänge, in denen der Gegenstand in seinem gegenwärtigen Zustand zu begreifen ist, herauszufinden.“ (Klöpfer, 2014: S. 217-218).

Judy und Knopf (2016) beziehen sich in ihrer Definition konkret auf die Supervision. Für sie ist Reflexion

„das Wahrnehmen, Beobachten und Beschreiben von eigenen Erfahrungen, Gedanken, Gefühlen und Überzeugungen. Dadurch werden gegenwärtige Einstellungen sowohl mit ihren Ursprüngen in der Vergangenheit als auch mit den zukünftigen Haltungen, die die SupervisandInnen/Coachees einnehmen wollen, in Zusammenhang gebracht. Reflexion bedarf einer grundsätzlichen Haltung, welche die sozialen Muster, die Menschen ständig in ihrer Kommunikation schaffen, in den Blick nimmt und kontinuierlich befragt.“ (Judy und Knopf, 2016: S. 141).

Den Aspekt des kontinuierlichen Befragens benennt Inge Kempf-Kurth (zitiert in Schulz, 2021: S. 19) als einen ihrer zentralen Leitsätze für gute arbeitsweltliche Beratung: „Ich möchte wachsam sein gegenüber Gleichgültigkeit im Umgang mit Routinen und in der permanenten Fragehaltung bleiben“.

Meines Erachtens zeichnet sich meine fremdsprachliche Beratungspraxis notwendigerweise und in hohem Maße durch eine permanente Fragehaltung aus. Ich kann (und ich muss!) mehr fragen und verstärkt nach Zusammenhängen forschen, um mein begrenztes lexikalisches Sprachverstehen auszugleichen. Dies tue ich durch aktives Zuhören und Spiegeln. Hierbei verwende ich nicht dieselben Wörter wie der*die Supervisand*in, sondern bemühe mich darum, verwandte Wörter oder Beschreibungen zu benutzen, um zu überprüfen, ob ich angemessen verstanden habe, was der*die Supervisand*in schildert. Auch nehme ich eventuelle Sprachhüllen nicht als gegeben hin, da ich sie nicht mühelos dechiffriere, sondern meinen „fremden“ Blick (oder Ohr) darauf ansetze(n muss). Das birgt die oben erwähnte Chance meiner Arbeit in der Fremdsprache: nämlich betont differenziert und genau hinzuschauen.

Ich habe mit der Zeit die Angewohnheit entwickelt, die Supervisand*innen zu bitten, meine eigenen gelegentlich holprigen Sprachbeiträge in korrektes Französisch zu übersetzen. Anschließend schauen wir gemeinsam darauf, wie passend die Übersetzung ist. Ich erinnere mich an einen Moment in einer Gruppensupervision, wo ich eine Situation als „Gratwanderung“ bezeichnete. Ich erläuterte das Konzept („Vorgehensweise, bei der schon

ein kleiner Fehler großes Unheil auslösen kann“¹⁴) und fragte, ob es einen ähnlichen Ausdruck im Französischen gebe. Ein Supervisand sagte, dies sei ein „exercice sur la corde raide“, eine Übung auf dem Drahtseil. In der Folge stellten wir vielfältige Zusammenhänge her, um zu überprüfen, wie gut dieses Bild zu der Situation in der Supervision passte. (Ich entdeckte ganz nebenbei, dass *Gratwanderung* und *Drahtseilakt* näher miteinander verwandt sind, als ich vorher gemeint hätte.)

Aufgrund meiner Fremdsprachigkeit nehme ich sogar gemeinhin geläufige Metaphern mit den Supervisand*innen auseinander. Somit bin ich in der Lage, noch mehr von außen zu schauen, als ich es sonst als Supervisorin in der Muttersprache zu tun pflege. Für mich stellte sich jedoch über lange Zeit die Frage, ob diese Ausweitung des gemeinsamen Forschungsraumes tatsächlich der guten Supervision dienlich sei. Zweifel an ausreichender Effizienz (Zweifel, die ich aus unterschiedlichen Lebenslagen von mir kenne), trieben mich um. Wann wird der Reflexionsraum zu weit? Ob die Beratung gelingt, ist vermutlich davon abhängig, auf wie viel Außensicht die Klient*innen sich einlassen können (und wollen). Vielleicht müssen die Supervisand*innen auf Umwegen denken, um mir zu folgen; vermutlich können sie nicht eins zu eins übernehmen, was ich ihnen anbiete, da auch sie Übersetzungsarbeit und mehr Reflexionsarbeit leisten müssen.

Dass sich solche Prozesse lohnen können, habe ich mittlerweile aus vielen gelingenden Beratungssituationen mitgenommen. Diese Erfahrung passt auch zu Judy und Knopfs (2016) Plädoyer für die Langsamkeit von Reflexionsprozessen:

„Reflexion [darf] nicht zu schnellen Lösungen führen. Sie erfordert die Fähigkeit, Spannung auszuhalten, statt sich ihrer durch schnelles Handeln zu entziehen.“ (ibid., S. 141)

Dieses gibt Raum zu der weiteren Annahme, dass die „Spannung“, die beim Umweg über die Fremdsprache entsteht, gerade im Dienst guter Supervision steht und lohnenswert sein kann.

¹⁴ <https://www.duden.de/rechtschreibung/Gratwanderung>, 20.07.2021.

Auf die Haltung kommt es an

Die *Habitusbildung* ist für die DGSv ein wichtiges Ausbildungsziel von Coaches und Supervisor*innen:

„Das Ziel einer Qualifikation zur*zum Supervisor*in, zum Coach besteht unter anderem in der Ausbildung eines professionellen Habitus, d.h. in der Entwicklung und Aneignung von Wahrnehmungs-, Denk und Handlungsmustern, mit deren Hilfe die kompetente und spontane Bewältigung supervisorischer Alltagspraxis ermöglicht wird.“¹⁵

Freilich ist die Frage, wie dieser professionelle Habitus genau beschaffen sein sollte, eine schwierige, der es sich umso mehr lohnt nachzugehen. So stellt sie für Herbert Hirsch einen wichtigen Aspekt innerhalb der Qualitätsdebatte dar. Er äußert gar die Auffassung, dass die Habitusbildung in Zukunft noch mehr Raum in der Debatte um die Qualität von Supervision bekommen sollte (vgl. Schulz, 2021: S. 21). Offenbar ist dies auch der Fall: Beispielsweise findet sich eine ausführliche Diskussion der Professionalisierung des supervisorischen Habitus in der neuen von der DGSv herausgegebenen Reihe *in puncto Standards* (siehe Grave und Aquado, 2021). Auch veranstaltet die DGSv in wenigen Wochen einen Kompass-Tag, der diesem Thema gewidmet ist („Habitus als Supervisor*in und Coach“¹⁶). In Bezug auf die Beleuchtung meiner fremdsprachlichen Beratungspraxis möchte ich mich mit einem etwas enger gefassten Aspekt von Habitus, nämlich der Beraterischen Haltung, auseinandersetzen. Nach meinem Verständnis stellt sie einen Ausschnitt dessen dar, was von der DGSv unter Habitus zusammengefasst wird.¹⁷

Ich bin zu der Auffassung gekommen, dass meine Beraterische Haltung einen Schlüssel für das Gelingen gerade der fremdsprachlichen Beratung darstellt. Um dies näher zu erläutern, möchte ich Obermeyer und Pühls (2016) Verständnis der Beraterischen Haltung kurz darlegen. Obermeyer und Pühl (2016) fassen den Begriff der Beraterhaltung nicht normativ auf, vielmehr entstehe die Beraterhaltung je individuell im „subjektiven Entwicklungsprozess der Beraterin“ (Obermeyer und Pühl, 2016: S. 64). Trotzdem geben sie – wohl im Dienste

¹⁵ https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/03/DGSv_Standards-2021.pdf, 01.07.2021, S. 8.

¹⁶ https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/04/DGSv_Kompass-Tag_Berlin_Habitus.pdf, 22.07.2021.

¹⁷ „Habitus drückt sich aus in Haltungen und Verhalten, in Lebensstil, Sprache und im persönlichen Auftritt, bis hin zur Kleidung und zum persönlichen Geschmack.“ https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/04/DGSv_Kompass-Tag_Berlin_Habitus.pdf, 22.07.2021.

ihrer Ausbildungstätigkeit – eine Orientierung, welche Aspekte von der Beraterhaltung adressiert werden:

„Es geht um das wachgehaltene Bewusstsein um die Grenzen des Machbaren, der Expertise und der Unvoreingenommenheit. Positiv gesprochen korrespondiert dies mit dem behutsamen Umgang mit der eigenen Angst als Berater und der durch sie hervorgerufenen Einengung der Wahrnehmung [...] sowie mit dem Schutz der inneren Bewegungsfreiheit und Bewegungslust [...].“ (Obermeyer und Pühl, 2016: S. 71)“

Ich verstehe dies dahingehend, dass beraterische Arbeit stets im Bewusstsein der Chancen und Grenzen der eigenen Wirkmächtigkeit stattfindet, was wichtig ist, damit die Handlungsfähigkeit des*der Berater*in aufrecht erhalten bleibt. Weiter verstehe ich Obermeyer und Pühl dahingehend, dass der*die Berater*in eine der Beratung dienliche Haltung insbesondere mittels Kontakt und Präsenz erreichen kann:

„Wir sprechen im Zusammenhang mit einer Haltung, die konstant darum bemüht ist, den Kontakt zu den Klienten der Beratung als auch zu inneren Prozessen und Fehlbarkeit der Beraterin nicht zu verlieren, von der ‚Präsenz‘ der Beraterin [...] In der Präsenz versuchen wir, uns einer dreidimensionalen Aufmerksamkeit anzunähern, die unser Inneres, das Gegenüber und den Kontext synchron im Blick behält.“ (Obermeyer und Pühl, 2016: S. 72)

Nach diesen einführenden Erläuterungen zum Konzept der Beraterhaltung möchte ich die Entwicklung meiner eigenen Beraterinnenhaltung im Folgenden anhand des Falles von Madeleine reflektieren: Inwiefern hat sich meine in Entwicklung befindliche beraterische Haltung auf meine fremdsprachliche Beratung ausgewirkt? Welche Wechselwirkungen haben sich in diesem Prozess ergeben?

Über den Auftrag von Madeleine freute ich mich sehr, da es mein erster außerhalb der Gemeinschaft der Auslandsdeutschen war. Mein Wunsch der französischen Arbeitswelt zugehörig zu sein, war für mich spürbar. Wie auch sonst in meinem Alltag als Ausländerin versuchte ich so zu sprechen, als gehörte ich dazu – ich imitierte Sprechweise, Sprachmelodie und Konversationsregeln meines Gegenübers. Das trug mich bestenfalls durch den ersten Satz, danach fühlte ich, dass es holperte. Dies wirkte sich auch negativ auf mein beraterisches Selbstverständnis aus.

Im fremden Blick

Interessant ist, dass das Thema der Fremdsprache in meiner Lehrsupervision bis zu der Entscheidung, es zum Sujet meiner Abschlussarbeit zu machen, keine Rolle gespielt hatte. Ich habe die Vermutung, dass dies mehrere Ursachen hat. Zum einen war da anfangs mein

Zweifel (und die korrespondierende Scham), ob ich der doppelten Anforderung – Supervisions-Anfängerin zu sein und in der Fremdsprache zu arbeiten – ausreichend gewachsen sei. Ein mich häufig begleitendes Thema – der Umgang mit der eigenen Unvollkommenheit – klingt hier an.

Zum anderen könnte die fehlende Thematisierung der Fremdsprachlichkeit im Prozess der Supervision darin begründet liegen, dass ich mich bestmöglich im Ausland integrieren wollte und zu diesem Zwecke die Differenz, die in der Fremdsprachigkeit liegt, klein halten und ein Stück weit leugnen wollte. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an eine Situation aus meiner Vergangenheit, die ich mit diesem Leugnen der sprachlichen Differenz und Unvollkommenheit in Verbindung bringe. Während meines Studiums durfte ich aufgrund meines fortgeschrittenen Sprachniveaus in Spanisch, Französisch und Norwegisch die Sprachkurse im Grundstudium überspringen. Als ich im Hauptstudium zu den Sprachkursen hinzustieß, widersprach es meinem Selbstverständnis Vokabeln nachzufragen. Die Tatsache, dass ich mit großer Leichtigkeit Fremdsprachen lerne, habe ich seit meiner Jugend als mein Steckenpferd empfunden. Das Sprechen von Fremdsprachen war und ist identitätsstiftend für mich, ein wichtiger Teil von mir, der es mir bereits in meiner Jugend erlaubte, mir außerhalb meiner Herkunftsblase neue Welten zu erschließen; ja, in sie einzutauchen und mich neu zu erfinden in Kontexten, zu denen allein ich durch das Sprechen der jeweiligen Fremdsprache Zutritt hatte.

Ich erkannte erst viel später, dass ich Lern-Anlässe verpasst hatte (beispielsweise Auskunft zu mir unbekanntem Vokabeln), indem ich meine sprachliche Unvollkommenheit versuchte zu leugnen. Mein Umgang mit der Sprache in der Beratung mit Madeleine erinnert mich an mein Empfinden und Verhalten aus dem Hauptstudium: Mich beschlich gelegentlich das Gefühl, dass ich in der Beratung versuchte, eine Französin zu verkörpern (so wie ich im Spanischkurs des Hauptstudiums eine Südamerikanerin mimen wollte). In solch einer Rolle hatte ich nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich sagte, was mir leicht über die Lippen kam (jedoch nicht das berührte, was ich im Grunde ausdrücken wollte) oder ich versuchte präzise zu schildern, was mir durch den Kopf ging (und begann holprig zu sprechen und in meiner Wunschrolle als Französin zu scheitern). In jedem Fall fühlte ich mich angesichts der augenscheinlichen Illusion meiner (sprachlichen) Vollkommenheit ertappt. In mir rührt dies an das, was Waldenfels über den fremden Blick sagt: „Ich erfahre mich als Gesehener und gerate in das Blickfeld des Anderen. Nicht nur ich sehe, sondern etwas wird sichtbar, vor

allem ich selber auch.“ (Waldenfels zitiert in Obermeyer, 2021b: S. 15). Ein Umstand, der Scham verursacht – nicht zufällig führt Waldenfels im Zusammenhang mit dem *fremden Blick* das Beispiel von Adam und Eva an, die sich im Auge Gottes ihrer Nacktheit schämen. Laut Obermeyer und Pühl (2015) ist Scham in guter Beratung zwar unvermeidlich, jedoch auch „geeignet, das Arbeitsbündnis in der Supervision zu bedrohen“ (Obermeyer und Pühl, 2015: S. 143). Die Gefahr besteht darin, dass der Kontakt durch das Gefühl von Scham verloren geht (vgl. *ibid.*). Dieses Gefühl konnte ich zeitweise in der Beratung mit Madeleine deutlich spüren. Es gelang mir jedoch einen Weg aus diesen aversiven Gefühlen zu finden, den ich im Folgenden beschreibe.

In Präsenz und Kontakt

In einem online-Austausch mit Ella Büchner im Juni 2020 wurde mir der schauspielerische Modus beim Französischsprechen in der Beratungssituation mit Madeleine bewusst. Mir wurde klar, dass ich – übrigens nicht nur in der Beratungssituation, sondern auch in meinem französischen Alltag – mit dem Aufrechterhalten einer Illusion beschäftigt war. Dies war für mich sehr hilfreich: Ich konnte in der Folge verstehen, dass mir ein Bewusstsein um die Grenzen meiner sprachlichen Fähigkeiten (und damit das Akzeptieren eines Teils meiner eigenen Unvollkommenheit) dabei helfen würde, erstens weniger Mühe aufzuwenden und zweitens mehr Energie für das Wesentliche im Beratungssetting zu haben: Kontakt und Präsenz.

Ich nahm mir für die nächsten Sitzungen mit Madeleine vor, darauf zu achten, dass meine Formulierungen auf die Gefahr hin, holprig zu sein, für mich stimmig wären. Ferner bemühte ich mich, nicht über schwierige Stellen hinwegzuspringen, indem ich eine nächstbeste flüssigere Ausdrucksweise bevorzugte. Dies gelang. Mein Eindruck war in der Tat, dass es einen positiven Effekt auf den Beratungsverlauf hatte. Ich glaube, dass dieser dadurch entstand, dass ich weniger mit mir selbst beschäftigt war. Dies hat es mir ermöglicht im Sinne einer dreidimensionalen Aufmerksamkeit (vgl. Obermeyer und Pühl, 2016) *präsenter* zu sein: Ich konnte sowohl mein „Inneres, das Gegenüber und den Kontext synchron im Blick“ behalten (*ibid.*, S. 72).

Ferner glaube ich, dass ich durch einen bewussten Umgang der Begrenztheit meines Könnens Madeleine ein gutes Beispiel im Aushalten eigener Defizite sein konnte. In meiner Wahrnehmung führte dies zu mehr Vertrauen und zu mehr Kontakt zwischen ihr und mir.

Im Spiegel

An dieser Stelle möchte ich auf einen weiteren Aspekt der Beraterhaltung hinweisen: Die Qualität, die Obermeyer und Pühl (2016) als *Beraterhaltung* bezeichnen, ist eng mit dem Konzept der *Subjektkompetenz* nach Nando Belardi (1992) verbunden. Sie umfasse

„vor allem das Begreifen der eigenen Person als Diagnose und Handlungsinstrument, die Bedeutung des Subjekts für die Produktivität von Arbeitsprozessen.“ (Belardi, 1992: S. 194, zitiert nach Obermeyer und Pühl, 2016: S. 71).

Obermeyer und Pühl (2016) verstehen die *Subjektkompetenz* im Sinne eines „ausreichenden Gewährseins der eigenen Person und die Kompetenz, diese in der Interaktion mit dem ratsuchenden System zu reflektieren.“ Ich sehe hierin unter anderem die psychodynamische Grundhaltung des Beraters beschrieben, die auf der Beachtung von Gegenübertragungsprozessen fußt. Im Folgenden ein Zitat mit Bezug auf die Psychotherapie, das sich meines Erachtens auf den beraterischen Prozess übertragen lässt:

„Eine zentrale Besonderheit der psychodynamischen Arbeit besteht darin, dass der Therapeut nicht nur beim Patienten nach Hinweisen auf unbewusste Zusammenhänge sucht, sondern dass er das auch bei sich selbst tut. Diese Suche nimmt er vor, indem er seine emotionale Reaktion und seine Phantasien, wie sie durch den Patienten ausgelöst werden, sorgfältig beobachtet und innerlich sammelt. Metapsychologisch sprechen wir [...] von der Gegenübertragung.“ (Klöpper, 2014: S. 65)

Bezogen auf meinen Beratungsprozesse stelle ich in der Tat fest, dass die Frage, wie ich mich mit dem Sprechen des Französischen im Beratungsprozess fühle, durchaus auch auf Gegenübertragungsphänomene verweist. Als eines von Madeleines zentralen Themen hat sich während des Coachings ihre Schwierigkeit erwiesen, sich mit ihren Kompetenzen und Erfahrungen zu positionieren und sich von ihren Reitschüler*innen, ihrer Chefin und ihren Lehrmeistern als angemessen kompetent wahrgenommen zu fühlen. Eventuell scheint hier eine narzisstische Problematik auf, die sich in meiner Wahrnehmung von meiner eigenen als nicht ausreichend empfundener Sprachfähigkeit spiegelt. Diese Vermutung wird im

Folgenden deutlicher. Ich gebe Notizen wieder, die ich mir in einer Rückschau auf meinen Prozess mit Madeleine gemacht hatte:

*Ich sehe eine Beraterin, die angesichts ihrer Lernbiographie noch verunsichert ist. Das Sprachliche trägt mit dazu bei. Es gibt Sitzungen, in denen fließt der Prozess, da fließt auch die Sprache. Dann gibt es wieder Sitzungen, wo weder der Prozess noch die Sprache fließen! Hier bin ich gehemmt durch meine Aufmerksamkeit auf meine eigene Sprachfähigkeit. Ich fühle mich inkompetent. Dabei könnte ich vermutlich viel aus der Aufmerksamkeit auf meine Sprache ziehen: Ich könnte ansprechen, dass ich bemerke, dass das Sprechen mir schwerfällt, dass dies in Zusammenhang mit dem Prozess stehen könnte. Ich könnte mir gönnen, nachzuhaken, mir Zeit zu nehmen, zutreffende Formulierungen zu finden. Entschleunigen, reflektieren, nachfragen, Ausdrucksweisen mit dem*der Klient*in analysieren... All dies wäre möglich, wenn ich auf das Erleben von Insuffizienz beim Sprechen nicht den Rückschluss zöge, dass ich als Beraterin inkompetent wäre, was mich in meiner Handlungsfähigkeit hemmt.*

Für mich gab es einen Moment größerer Irritation in unserem Coaching-Prozess. Madeleine erläutert mir, dass sie in der Vorwoche eine Sitzung bei einer „Arbeitspsychologin“ gehabt habe, die sie als sehr hilfreich empfunden habe. Dies stößt mich vor den Kopf, insbesondere angesichts der Tatsache, dass unser eigener Coaching-Prozess gerade bzgl. Verbindlichkeit in der Terminabsprache stockt. Mir wird klar, dass Madeleine nicht bewusst ist, dass auch ich mich als Psychologin mit meiner Supervisions-Ausbildung dem Raster „Arbeitspsychologin“ zugehörig fühle. Woran liegt es, dass ich von Madeleine offenbar anders wahrgenommen werde, als ich mich selbst wahrnehme? Ich führe dies darauf zurück, dass ich keine Zugehörigkeit zu einer französischen Institution (Universität, Arbeitgeber, Verband) habe und es somit schwer habe, mich zu positionieren. Und ich führe dies auch auf mein latentes Minderwertigkeitsgefühl angesichts meines nicht perfekten Französisch zurück – kann ich überhaupt überzeugend sein, wenn ich nicht perfekt Französisch spreche?

In den hier geschilderten Wahrnehmungen und Gefühlen spiegelt sich in mir selbst eines der Hauptthemen von Madeleine wider: Wie kann ich meine Qualitäten herausstellen, sodass sie angemessen gesehen werden? Wie gehe ich damit um, wenn sie nicht gesehen werden? Was mache ich mit den eigenen Zweifeln an meinen Kompetenzen? Diese Themen bewegen offensichtlich uns beide, wenngleich in sehr unterschiedlichem Ausmaß.

Interessant finde ich, dass sich diese Fragen in meiner Wahrnehmung meines fremdsprachlichen Sprechens reflektieren: „Es gibt Sitzungen, in denen fließt der Prozess, da fließt auch die Sprache“ (s.o.). Aus dieser Wahrnehmung meines eigenen Sprechens kann ich möglicherweise Wichtiges über die Themen meiner Klient*innen erfahren. Hierin entdecke ich einen Vorzug des fremdsprachlichen Sprechens in der Beratung: Meinem

Empfinden beim Sprechen der Fremdsprache in der Beratungssituation kommt der Status als *Indikator* für Spiegelungs- oder Gegenübertragungsprozesse zu.

Vermutlich teilen Madeleine und ich ein ähnliches Grundthema: Das Ringen mit der eigenen Unvollkommenheit und wie wir uns (trotzdem) sichtbar machen können. Aus der Einsicht, dass Madeleine und ich dieses Thema womöglich teilen, leitet sich für mich folgende Frage ab: Wie kann ich das Eigene (der Beraterin) von dem Fremden (des*der Klient*in) im Dienste der gelungenen Beratung auseinander halten? Wenn Spiegelungseffekte in beide Richtungen wirken, hätte mein Ringen mit dem Thema der Unvollkommenheit auch Auswirkungen auf Madeleines Empfinden. Das ist ein Effekt, den es sorgfältig zu reflektieren gilt und der einer eigenen Auseinandersetzung bedarf, für die im Rahmen dieser Arbeit nicht genügend Platz besteht.

Chancen und Grenzen der Arbeit in der Fremdsprache

Je tiefer man in einer Sprache sitzt, desto mehr wird man von ihr besessen und desto mehr braucht man eine andere Sprache, um auf Distanz bleiben zu können.

Georges-Arthur Goldschmidt, 2009: S. 9

Ella Büchner (2019b) fasst ihre fremdsprachliche Beratungsarbeit wie folgt zusammen:

„Nach wie vor beschäftigt mich, dass ich nichts so präzise auf den Punkt bringen kann, wie es mir vorschwebt, dass alles, was ich sage, nur annäherungsweise das ist, was ich sagen möchte. Jedoch freue ich mich an dem Vermögensschatz, welcher sich im Unvermögen verbarg und allmählich sichtbar wurde. Ich habe den Charme einer Supervision entdeckt, die bescheiden daherkommt, die mehr auf kollektive Intelligenz aufbaut als auf der Expertise einer*ines Einzelnen, die ordnet und sortiert, Platz schafft für Dialog – und für Stille. Die mit weniger „Wollen“ auskommt.“ (Büchner, 2019b: S. 6).

In Büchners Worten kann ich mich gut wiederfinden: Zum einen im Ringen um die „richtigen“ Worte, die im „richtigen“ Moment eben nicht kommen wollen, aber auch in der Freude über den gemeinsamen Raum, der über den Umweg des Verständlich-Machens und Verstehens gemeinschaftlich entsteht. Übrigens merkte keine*r von Büchners Supervisand*innen in ihrem anonymem Evaluationsbogen, den sie nach einem Jahr der gemeinsamen Arbeit

verteilte, an, dass die Fremdsprache ein Hindernis dargestellt hätte (ibid.). Auch *meine* Klient*innen haben die Fremdsprachlichkeit nie zum Thema gemacht.

Neben dem Artikel von Ella Büchner und meinen hier dargelegten Erfahrungen gibt es auch von anderen Berater*innen und Psychotherapeut*innen ermutigende Berichte über das Arbeiten in der Fremdsprache. Die meisten von ihnen schreiben jedoch über die Arbeit in *der* Sprache, die für die Analysand*in die Fremdsprache darstellt, nicht für die*den Professionelle*n (z.B. Blank, 2019; Prasse, 2004; Schwarz-Köhler, 2000). Anna Leszczynska-Koenen (2016) jedoch berichtet von einem psychoanalytischen Prozess, den sie auf Englisch gearbeitet hat, wobei Englisch für sie und für ihre Patientin eine Fremdsprache darstellte. Sowohl die Therapeutin als auch die Patientin scheinen auf einem recht niedrigen Anforderungsniveau auf Englisch zu kommunizieren. Auch Ella Büchner schildert ihre Französischkenntnisse zu Anfang ihrer Beratungstätigkeit als lediglich basal. Hiervon ausgehend kann und möchte ich keine Aussage dazu machen, ab welchem Niveau der Sprachbeherrschung ich eine Beratungstätigkeit für möglich hielte.

Aus Leszczynska-Koenens eindrucksvollem Bericht geht indes nicht nur hervor, dass fremdsprachliche Arbeit an intrapsychischen Inhalten und Themen auch über eine hohe Sprachbarriere hinweg gelingen kann. Aus ihrer psychoanalytisch geprägten Perspektive heraus betont Leszczynska-Koenen darüber hinaus, welchen *Vorteil* die Arbeit in der Fremdsprache gegenüber der in der Muttersprache haben kann:

„Es mag sein, dass die Muttersprache oft näher an dem dran ist, „was vor der Sprache war“, und sich der Verbindungskanal zu den unbewussten Erlebnisinhalten mit ihrer Hilfe deswegen leichter öffnen lässt. Aber sie stellt auch viele Umschreibungen und Umwege zur Verfügung, die es erlauben zu intellektualisieren und auszuweichen. In der Fremdsprache, in der man solche Instrumente nicht beherrscht, wird die Kommunikation oft basaler, wie in der Verständigung mit einem kleinen Kind, und sie muss auch stärker aus dem präverbalen Kontakt schöpfen, der bei elaboriertem Sprachgebrauch in den Hintergrund geraten kann.“ (ibid., S. 920)

Anna Leszczynska-Koenen stellt hier heraus, wie gerade aus dem Nicht-Beherrschen der Fremdsprache etwas Kraftvolles erwächst, eine basalere Kommunikation, die aus dem präverbalen Kontakt schöpft und – anders als das Sprechen in der Muttersprache – nicht zur Distanzierung neigt. Hierzu passend äußert sich Jutta Prasse (2004) über das Schreiben psychoanalytischer Aufsätze in der Fremdsprache: „In der Fremdsprache konnte ich plötzlich hemmungslos sehr Persönliches behandeln“ (Prasse, 2004: S. 79). Prasse ist gar der

Auffassung, dass die psychoanalytische Arbeit in der Fremdsprache gegenüber der in der Muttersprache klare Vorzüge aufweise:

„Wer sich hermetisch in einen Sprachraum einschließt, die Berührungen mit anderen Sprachen an den Grenzen vermeidet und diese Grenzen nie zu überschreiten sucht, riskiert Stillstand und gründliche Mißverständnisse. Er kann zum Beispiel glauben, er verstünde seine eigene Sprache, verstünde sie richtig und ganz, und er wisse, was er sage.“ (ibid., S. 89)

Ganz so weitgehend interpretiere ich, auf der Basis meiner eigenen Beratungspraxis, die Vorteile der Beraterischen Arbeit in der Fremdsprache nicht. Auch möchte ich aus der fremdsprachlichen und muttersprachlichen Beratung kein Gegensatzpaar konstruieren. Meine supervisorische Praxis in der Fremdsprache hat mir vielmehr wichtige Einsichten und Impulse geliefert, die auch meine muttersprachliche Beratungstätigkeit bereichern:

Meine Beratungspraxis in der Fremdsprache (und deren Reflexion in dieser Arbeit) hat mir gezeigt, dass der inhaltlich-lexikalische Aspekt der Sprache weniger Gewicht hat, als ich fürderhin gemeint hatte. Im Angesicht des Mangels an präzisiertem lexikalischem Verständnis – das sich auch in der Muttersprache immer wieder als Illusion entpuppt – gilt es nachzuhaken, umzuformulieren und die körperlichen Aspekte der Verständigung zu deuten. Vermeintliche Umwege über die Fremdsprache bieten somit wertvolle Alternativen zum lexikalischen Verständnis, insbesondere durch den fremden Blick, den ich qua Fremdsprachigkeit in die Beratungssituation mit einbringe. Die Langsamkeit, die sich hieraus halb aus Zwang, vor allem jedoch zum Vorteil ergibt, darf als ein willkommenes Raum zur Exploration begriffen werden. In der Kommunikation gilt es die Antennen weit zu stellen für die prosodischen Signale und die körperlichen Aspekte der Sprache – mit dem Risiko und Bewusstsein für Missverständnisse, die sich aus kulturellen Prägungen ergeben können. Es gilt folglich ein dichtes Netz an Zusammenhängen herzustellen, um den Themen und Inhalten reflektierend auf den Grund zu gehen.

Eine besondere Bedeutung für die gelingende Beratung stellt meiner Überzeugung nach die Beraterinnenhaltung dar: Es bedarf einer wachsam und fehlerfreundlichen Beobachtung der eigenen Sprachfähigkeit. Den Unzulänglichkeiten im fremdsprachlichen Verständnis und Ausdruck begegne ich mittlerweile mit einer grundsätzlich akzeptierenden Haltung. Diese ist für mich die Voraussetzung, um mich nicht durch den möglicherweise Scham auslösenden fremden Blick meines Gegenübers aus der Bahn werfen zu lassen. Wenn mir diese akzeptierende Haltung jedoch droht verloren zu gehen, kann ich mein Selbsterleben im

Sinne der Gegenübertragung als einen Indikator verstehen: Der Verlust von Selbstsicherheit kann mir anzeigen, dass narzisstische Themen das Problemfeld des Klienten bestimmen und mich psychisch anzustecken drohen. Sofern ich im Kontakt bin zu meinem Selbsterleben im fremdsprachlichen Sprechen und Verstehen, kann ich meine Aufmerksamkeit möglichst gleichschwebend zwischen meinem Inneren, meinem Gegenüber und dem Kontext oszillieren lassen und präsent sein. Der Kontakt zum*zur Klient*in wird dadurch gestärkt, dass diese*r erlebt, wie ich mit meinem erkennbaren Manko (der eingeschränkten Sprachkompetenz) einen offenen und transparenten Umgang pflege, der mir sogar Handlungsfähigkeit und -freiraum verleiht. Damit kann ich in meinem Beratungshandeln in der Fremdsprache ein Beispiel für mein Gegenüber sein, hinter dessen Beratungsanliegen womöglich ein eigenes empfundenenes Manko steckt.

Literatur

- Balmès, Thomas (2010): *Bébés*. Film. Frankreich.
- Belardi, Nando (1992): *Supervision – Von der Praxisberatung zur Organisationsentwicklung*. Paderborn: Junfermann. [Zitiert nach Obermeyer und Pühl, 2016]
- Blank, Olga (2019): „Migration und Sprache“, in: *Forum Supervision*, 53, S. 9-17.
- Boroditsky, Lera (2001): „Does Language Shape Thought? Mandarin and English Speakers’ Conceptions of Time“. In: *Cognitive Psychology*, 43, S. 1-22.
- Büchner, Ella (2019a): „Die verfeinerte Haltung des Nicht-Wissens – Vom Leben als Supervisorin in Frankreich, Teil 1“, *Journal Supervision* 2/2019: 4-5.
- Büchner, Ella (2019b): „Die verfeinerte Haltung des Nicht-Wissens – Vom Leben als Supervisorin in Frankreich, Teil 2“, *Journal Supervision* 3/2019: 4-6.
- Bußmann, Hadumod (2/1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Alfred Kröner Verlag: Stuttgart.
- Crystal, David (1995): *Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache*. Campus Verlag: Frankfurt/New York.
- DGSv-Standards 2021 (29.06.2021), https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/03/DGSv_Standards-2021.pdf.
- „Durchsetzen“ (01.07.2021), in *Duden* https://www.duden.de/rechtschreibung/durchsetzen_erzwingen_verwirklichen.
- Fortmeier, Paul (2021): „Die Regeln der Kunst – Welche sind das? Wer bestimmt sie? Und was hat das alles mit der Professionsentwicklung zu tun?“, in: *Journal Supervision* 1/2021, S. 9-11.
- Goldschmidt, Georges-Arthur (2009): „Wie Grün Rot werden soll oder Die Metamorphose des Übersetzens“, in: Gil, Alberto & Schmeling, Manfred: *Kultur übersetzen. Zur Wissenschaft des Übersetzens im deutsch-französischen Dialog*. Akademie-Verlag, Berlin 2009, S. 5-16.
- „Gratwanderung“ (20.07.2021), in *Duden*: <https://www.duden.de/suchen/dudenonline/Gratwanderung>.
- Grave, Bernadette und Aguado, Miquel (2021): „Professionalisierter supervisorischer Habitus – Professionstheoretische und curriculare Überlegungen“, in: *In puncto Standards*, 1, https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/03/In-puncto-Standards_1_Habitus.pdf, 22.07.2021.
- „Habitus als Supervisorin und Coach“ (22.07.2021), https://www.dgsv.de/wp-content/uploads/2021/04/DGSv_Kompass-Tag_Berlin_Habitus.pdf.

- Hermann, Christoph und Fiebach, Christian (2004): *Gehirn & Sprache*. Fischer: Frankfurt am Main.
- „Imposer“ (01.07.2021), in *Le Robert*, <https://dictionnaire.lerobert.com/definition/imposer>.
- Judy, Michaela und Knopf, Wolfgang (2016): *In the Mirror of Competences / Im Spiegel der Kompetenzen*. Facultas: Wien.
- Kaldenkerken, Carla van (2019): „Relevanz des Verkörperungsdiskurses für Supervision und Coaching“, in: *Positionen – Beiträge zur Beratung in der Arbeitswelt*, 3/2019.
- Klöpffer, Michael (2014): *Die Dynamik des Psychischen*. Klett-Cotta: Stuttgart.
- Kramer, Bernd (2021): „Es gibt so etwas wie Naturgesetze des Erfolgs“ - Der Physiker Albert-László Barabási will herausgefunden haben, wer Erfolg hat und warum. Ein Gespräch über Wissenschaftler, Kunst und das Glück, im Bewerbungsgespräch der letzte Kandidat zu sein.“, <https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/erfolg-netzwerke-barabasi-1.5276996?reduced=true>, 20.07.2021.
- Leszczynska-Koenen, Anna (2016): „Das geheime Leben der Worte. Über das Finden der Sprache in der Psychoanalyse“, in: *Psyche – Z Psychoanal* 70, S. 905-922.
- Obermeyer, Klaus & Pühl, Harald (2015): *Teamcoaching und Teamsupervision – Praxis der Teamentwicklung in Organisationen*. Vandenhoeck und Ruprecht: Göttingen.
- Obermeyer, Klaus & Pühl, Harald (2016): „Beraterhaltung als Ausbildungsziel – In stürmischen Prozessen nicht vom Stuhl kippen“, in: Hummelsheim, A., Höcker, M. und Rohr, D. (Hrsg.): *Beratung lehren*, Weinheim: Beltz, S. 63-75.
- Obermeyer, Klaus (2021a): „ ‚Berühren ohne zu berühren‘. Zum Verhältnis von Sprache und Körper in der Beratung.“ In: *OSC – Organisationsberatung, Supervision, Coaching*. <https://link.springer.com/article/10.1007/s11613-021-00688-6>.
- Obermeyer, Klaus (2021b): „Das Ich klein schreiben – ein Gespräch mit Professor Bernhard Waldenfels“, in: *Supervision* 3, 21, S. 15-23.
- Prasse, Jutta (2004): „Fremdsprache“, in: Rath, Claus Dieter: *Sprache und Fremdsprache. Psychoanalytische Aufsätze*, Transcript: Bielefeld, S. 79-90.
- Rappe-Giesecke (4/2009): *Supervision für Gruppen und Teams*. Springer: Heidelberg.
- Schulz, Heiko (2021): „Die Supervision der nächsten Dekade“, in: *Journal Supervision* 1/2021, S. 17-21.
- Schwarz, Monika & Chur, Jeannette (3/2001): *Semantik – Ein Arbeitsbuch*. Narr: Tübingen.
- Schwarz-Köhler, Hildgund (2000): „Psychoanalyse in zweiter Sprache – Muttersprache und Fremdsprache“, in: *Psychoanalyse im Widerspruch*, 24, S. 104-114.